

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1914

272 (21.11.1914) Unterhaltungs-Beilage des "Volksfreund"

Unterhaltungs-Beilage

Karlsruhe, 21. November

des „Volksfreund“

Nummer 272 — 1914

Das Lied vom Frieden.

Flüstert das Laub,
singen alle Vögel, die noch im Lande sind:
Menschen, seid ihr taub
und blind?
Hört ihr nicht den Krieg,
seht ihr nicht sein rasendes Leid
und darüber den Sieg
der Ewigkeit?

Leben ist eine Flut
von Glück und Licht,
ihr berget in Goh und Blut
das Gesicht.
Ihr preiset das Eisen,
vergiftet das Brot
und eure friebjamen Denker und Weisen
sind tot!

Nun sind wir es allein
Strauch, Vogel, Baum und Stein,
die mitten im rouchenden Ringen
das Lied vom blühenden Frieden singen.

Alfons Pehold.

Vom Kriegsplan.

Ziemlich weit scheint der Glaube verbreitet, daß in Berlin die Generalstabsler Tag aus Tag ein arbeiten und rechnen, um für alle möglichen Kriege im voraus bis in alle Einzelheiten ausgearbeitete Pläne herzustellen. Sie haben nur eine Sorge, daß diese Textbücher künftiger Kriege an den Feind verraten und damit entwertet oder gar gefährlich werden könnten. Bricht nun der Krieg aus, so holt man einfach die betreffende Mappe heraus und der Plan wird ausgeführt. Haben die Generalstabsler gut gearbeitet, so siegt man. Ist der Plan schlecht geraten, so geht es schief. Auch der Weltkrieg wäre so etwas wie die Verwirklichung eines Kriegerplans. Es wird Krieg geführt nach KW 24 781 g 4.

Die Wahrheit ist: Es gibt gar keinen Kriegsplan; oder wenigstens nur in sehr eingeschränktem Sinne. Es verhält sich mit den Plänen für einen Zukunftskrieg so wie mit den Entwürfen für einen Zukunftsstaat. Man kann sie in bequemer Zahl beliebig herstellen; aber keiner wird ausgeführt. Die Zukunft kann nämlich in der Tat niemand voraus stillsieren.

Hören wir einen, der es wissen muß: Moltke über den deutschen Feldzugsplan von 1870:

„Der vom Chef des Generalstabes eingereichte und vom König genehmigte Feldzugsplan sah von Haus aus die Eroberung der feindlichen Hauptstadt ins Auge, welche in Frankreich von größerer Bedeutung ist als in anderen Ländern. Auf dem Wege dahin sollte die Streitmacht des Gegners möglichst von dem an Hilfsmitteln reichen Süden ab- und in das engere Hinterland des Nordens gedrängt werden. Maßgebend vor allem war der Entschluß, den Feind, wo man ihn traf, unverzüglich anzugreifen und die Kräfte so zusammenzufassen, daß es mit überlegener Zahl geschehen könne.“

Durch welche besondere Maßnahmen diese Ziele zu erreichen seien, blieb der Entscheidung an Ort und Stelle vorbehalten, nur der erste Vormarsch bis an die Landesgrenze war bis dahin in das Einzelne im voraus geregelt.

Es ist eine Täuschung, wenn man glaubt, einen Feldzugsplan auf weit hinaus feststellen und bis zu Ende durchführen zu können. Der erste Zusammenstoß mit der feindlichen Hauptmacht schafft, je nach seinem Ausfall, eine neue Sachlage. Vieles wird unausführbar, was man beabsichtigt haben möchte, manches möglich, was vorher nicht zu erwarten stand. Die geänderten Verhältnisse richtig auffassen, daraufhin für eine absehbare Frist das Zweckmäßige anordnen und entschlossen durchführen, ist alles, was die Heeresleitung zu tun vermag.“

Der Moltkesche Feldzugsplan von 1870 bestand also wesentlich in der Aufstellung des strategischen Prinzips der Vernichtungsoffensive — sechs Wochen nach Beginn des Feldzuges hatte das französische Kaiserreich keine Armee mehr — und in Vorbereitung des Aufmarsches. Der deutsche Aufmarschplan hing natürlich von der Kenntnis oder der Vorstellung ab, die man von dem feindlichen Plan des Kriegsbeginns hatte. Das ungefähr zu wissen, war 1870 verhältnismäßig einfach. Die Zahl der strategischen Eisenbahnlinien war noch nicht so groß wie heute, und nach ihnen und der Friedensverteilung der Truppe konnte man ziemlich genau wissen, wie sich der Aufmarsch des Feindes vollziehen würde. In der Tat hatte 1870 der Generalstab, mit einigen unbedeutenden Abweichungen, zutreffend im voraus die Anfangsbewegung der französischen Armee bestimmt. Heute sind die Verkehrsverhältnisse so vielfältig, daß solche Wahrscheinlichkeitsrechnung erheblich schwieriger und unsicher wird, während auf der anderen Seite die Möglichkeiten des raschen Aufflärungsdienstes — Flugzeug, Luftschiffe, Telephon, Funkentelegraphie — in den letzten Jahrzehnten so gesteigert und verfeinert sind, daß solche Vermutungen sofort richtig gestellt werden können.

Ueber die Unmöglichkeit eines Kriegsplanes für den ganzen Feldzug herrscht heute völlige Uebereinstimmung. So sagt Max Schwarte (Technik des Kriegswesens): „Gewiß werden die feindlichen Parteien mit einer bestimmten Absicht einander gegenüberzutreten; sie kann aber nur allgemein dahin lauten, daß jede des Gegners Willen brechen und dazu seine Streitkräfte niederwerfen will. Ueber den Entschluß, wie man sich zu diesem ersten Zu-

sammenstoß bereitstellen will, um mit der Aussicht auf einen taktischen Erfolg, und darüber hinaus vielleicht noch auf beste strategische Ausnutzung des erhofften Sieges in die Schlacht einzutreten, kann der erste Kriegsplan nicht gehen. Der Wille des Gegners, seine Entschlüsse und Kampfhandlungen treten den eigenen entgegen; und selbst wenn der Gegner unterliegt, wird sein Wille kaum derart gebrochen sein, daß die eigene Absicht freie Bahn findet. So wird der Kriegsplan kein Ende finden, wenn nicht mit der ersten Berührung mit dem Feinde, so doch mit dem beginnenden Kampf; der Ausgang desselben, die Größe der gegnerischen Niederlage, der Einfluß anderer jetzt in Tätigkeit tretender Kräfte und hundert vorher niemals voraussehende Faktoren stellen wahrscheinlich die ganzen Verhältnisse für beide Parteien auf neue Grundlagen, die zu neuen Vorbereitungen, neuen Ueberlegungen und Entschlüssen, neuen Kämpfen, kurz zu einem neuen Kriegsplan zwingen.“

An die Stelle des festen Kriegsplanes tritt mithin das tägliche zu neuen Entschlüssen gebrängte und begabte lebendige Genie der Führung. Clausewitz hat besonders die Bedeutung des Genies, des Charakters für die Strategie entwickelt: Für den Feldherrn ist die Klarheit des Geistes und die Stärke des Charakters das Entscheidende, der wichtigste Teil der Strategie liegt im Gebiet des Willens. Die Mittel und Formen, deren sich die Strategie bedient, sind so sehr einfach, durch ihre beständige Wiederkehr so bekannt, daß es dem gefunden Menschenverstand nur lächerlich vorkommen kann (sagt Clausewitz), wenn er häufig die Kritik mit geschraubter Empfase davon sprechen hört. Dies werde noch lächerlicher dadurch, daß eben diese Kritik nach der gemeinsten Meinung alle moralischen Größen von der Theorie ausschließt, jedoch alles auf ein paar mathematische Verhältnisse von Gleichgewicht, von Zeit und Raum beschränkt werde. Die Verhältnisse der materiellen Dinge seien alle sehr einfach, schwieriger sei das Auffassen der geistigen Kräfte, die im Spiel sind. So sei auch in der Strategie alles sehr einfach, aber nicht alles sehr leicht; den einmal gefassten Plan durchzuführen, das erfordert neben einer großen Stärke des Charakters eine große Klarheit und Siederheit des Geistes.

Dennoch ist auch die bloße Aufstellung eines Kriegsplanes auch in der begrenzten Bedeutung eine ungeheure Leistung: „Jener in seinem einzigen, beschränkten Ziel vielleicht bescheiden aussehende erste Kriegsplan birgt in sich eine solche Menge sorgfamer Erwägungen und Ueberlegungen und darauf fußender Maßregeln, daß er als ein gewaltiges Werk angesehen werden muß.“ (Max Schwarte, Technik des Kriegswesens.) Diese Schwierigkeiten vergrößern sich noch unendlich in einem Mehrfrontenkrieg. Da hat man zu entscheiden, welchen Gegner man zuerst offensiv schlagen will, während man den andern mit schwächeren Kräften zunächst defensiv aufhält. Hat man es gar mit verschiedenen Feinden zu tun, deren Natur dem strategischen Grundgedanken der Vernichtung ihrer Wehrmacht unzulänglich scheint, so gewinnt auch jener erste Kriegsplan schon eine verhängnisvollere Bedeutung. Das gerade ist das Kennzeichen des gegenwärtigen Krieges, daß er der Durchführung des obersten Grundgedankes der Vernichtungsstrategie den entscheidenden Widerstand leistet. Eine wirkliche Zerkümmern einer feindlichen Macht ist, nach der bisher herrschenden Auffassung, nur dann möglich, wenn der Staat benachbart ist und zugleich in seinem Umfang so begrenzt, daß er neben der Niederwerfung der Wehrmacht auch die Befehung des Landes zuläßt. Von den Feinden, mit denen Deutschland jetzt ringt, erfüllen zwei anscheinend diese Voraussetzungen nicht. England ist nicht ohne weiteres für Deutschland erreichbar. Die Aussicht auf Niederwerfung Englands knüpft sich an die unerlässliche Bedingung, daß die Verbindung über See in die Hand von dessen Gegner kommt und in dessen Hand bleibt, daß ferner der Transport und die Landung einer Streitmacht möglich ist, deren Umfang das Losgeben auf das große Ziel gestattet.“ (Löffler, Strategie.)

Die völlige Zerkümmern Englands wird durch die Größe des Landes erschwert. Das hat Napoleon 1812 und Japan 1904/05 erfahren. Japan war militärisch zur See und zu Land über Russland schlechterdings Sieger. Aber es vermochte nur — dazu nur über das Meer hinweg — ein winziges Gebiet im äußersten Ende des Meeresreiches zu besetzen. Japan war Sieger, aber Russland war nicht im strategischen Sinne vernichtet. So hat Japan trotz seines glänzenden Sieges damals fast gar nichts erreicht, nicht einmal den Erlaß seiner Kriegskosten.

Wenn man an diese strategischen Schwierigkeiten denkt, wird man erst die ganze Größe der heutigen Aufgabe Deutschlands ermessen. Und man wird zugleich einsehen, daß dieser Krieg weniger wie irgend einer früher nach einem festen Plan geführt werden kann. Er läßt sich auch in weitem Umfange nicht sowohl nach den Lehren und Erfahrungen der Vergangenheit lenken, als vielmehr nach den neuen Lehren und Erfahrungen, die er selbst hervorbringt.

Napoleons Landungspläne in England.

Der einzige Staatsmann des europäischen Festlandes, der sein Leben in klar bewusster Aufgabe, dem Kampf gegen England hingeworfen hat, war Napoleon I. Er war auch der einzige, der ernsthaft den Gedanken gefaßt und seine Ausführung bis an den Rand der Verwirklichung geführt hat, in England zu landen. 1793, in den Jahren 1803 bis 1805, widmete er sich solchen Landungsplänen. Unter den Geschichtsschreibern ist Streit, ob diese Pläne ernsthaft oder vielmehr nur eine auf die Einschüchterung Englands berechnete Kriegslist gewesen sei, die dann freilich außerordentlich langwierig und kostspielig gewesen

wäre. Ramentlich die englischen Historiker sind aus durchsichtigen Gründen bemüht, diese Landungspläne entweder als Täuschungsmanöver zu behandeln oder als närrisches Stingspiel zu verpöhlen.

Es lag aber durchaus nicht in der Natur und in der Politik Napoleons, mit Angriffen zu drohen, die er nicht wirklich geplant hat. In der Tat war sein Geist von diesem Plan erfüllt und erst als er ihn als unausführbar aufgeben mußte, ging er zu der Politik der wirtschaftlichen Niedergewingung Englands über, deren Durchsetzung die Einigung des (verständnislosen) europäischen Festlandes zur Voraussetzung hatte.

Europa würde heute ein anderes Gesicht haben, wenn damals Napoleon Dampfschiffe zur Verfügung gehabt hätte. Justen hatte zwar schon 1803 auf der Seine einen mit Dampf betriebenen Raddampfer fahren lassen. Aber das war ein untauglicher Versuch. Derselbe Erfinder hatte schon früher dem Ersten Konsul Napoleon ein Fahrzeug angeboten, das, wie er empfehlend schrieb, „Frankreich und die Welt vor dem Druck Englands“ befreien würde; es war eine Art Unterseeboot, ein unter Wasser tauchendes Segelboot, das von unten gegen das feindliche Schiff Bomben schleuderte. Napoleon setzte zur Prüfung dieser Erfindung eine Kommission ein, der ein Naturforscher von der Bedeutung des Laplace angehörte, es gelang auch im Juli 1801 einmal ein kleines Schiff auf diese Weise in die Luft zu sprengen, aber diese Erfindung fand keine Entwicklung und praktische Verwendung.

Napoleons Landungspläne scheiterten an der technischen Unzulänglichkeit seiner durch jeden Sturm zu vernichtenden Landungsflotte. Schon 1789 dachte er an einen Truppentransport auf kleinen Schiffen während der Nacht. Von 1803 bis 1805 hielt er eine solche Flotte flacher Boote bei Boulogne bereit. Auf 1200 solcher Boote wollte er 100 000 Mann hinüberschaffen, gleichzeitig sollte die holländische Flotte 60 000 Mann an der englischen Küste landen. „Nacht Stunden Dunkelheit, die unfern Plan begünstigen, würden das Schicksal der Welt entscheiden“, schrieb Napoleon im November 1803 an den Admiral Gantheaume. In einem geheimen Bericht spottete damals der englische Admiral Montagu über diese elenden Fahrzeuge ohne Kampffähigkeit und Beweglichkeit. Und sein Gutachten schloß: „Diese Fahrzeuge kann man nach meiner Meinung nur berücksichtigen und lächerlich finden, und ich komme deshalb zu der Ansicht, daß sie in so großer Zahl bei Boulogne nur zu dem Zweck angeamelt wurden, unsere Aufmerksamkeit auf sie zu lenken und uns über das wirkliche Ziel des Angriffs zu täuschen, der von einer andern Seite beabsichtigt wird.“

Auch die Pariser glaubten damals nicht an die Spazierfahrt nach England und man erteilte Napoleon den Beinamen: „Don Quichote de la Manche“ (Don Quichote des Hermellans). Trotzde beharrte Napoleon auf seinem Landungsplan. Er beschäftigte ihn eine zeitlang mit der Wanderung, in Irland zu landen, dort einen Aufstand zu organisieren und dann mit den Aufständigen England zu erobern. Wer es schien mehr wie unmöglich, ob man auf den Aufstand rechnen konnte.

Endlich im Jahre 1805, als die Seemacht Frankreichs dadurch bedeutend vermindert wurde, daß sich die spanische Flotte zur Verfügung stellte, versuchte Napoleon, die Landung durch einen Seekampf mit der englischen Flotte zu erzwingen. England ist wohl toll, schrieb Napoleon im Juni 1805, da es keine Befestigungen und keine Landarmee hat, für den Fall, daß es in seinem Innern eine Armee von 100 000 auserlesenen Kriegserprobtesten Truppen erscheinen sieht, sechs Stunden Herrschaft über das Meer und England hat aufgehört zu existieren.

Der Plan Napoleons war, die französische Flotte sich mit der spanischen Truppe vereinigen und, um die Aufmerksamkeit des gefährdeten Admirals der englischen Flotte, Nelson, abzulenken, auf dem Weg nach Westindien fahren, plötzlich umkehren und von Boulogne aus dann die Landung Napoleons decken. Aber Napoleon wartete in Boulogne vergebens auf seine Flotte, die unter dem Kommando Villeneuves stand. Nelson hatte das französische Geschwader aufgespürt und Villeneuve hatte sich in den Hafen von Cadix zurückgezogen, wo er nun liegen blieb.

Das war das Ende der Napoleonischen Landungspläne. Der Kaiser wurde nicht müde, in den ärmlichsten Ausdrücken Villeneuve zu beschuldigen, daß er die Schuld an dem Mißlingen des Plans getragen. Er nannte den Admiral einen Menschen ohne Mut, ohne Gemeininteresse, der bereit wäre, alles zu opfern, sofern er nur seine Haut rettete. Und wenn Napoleon ihn noch auf St. Helena anlagte, daß er das Scheitern der Landung in England verschuldet habe, so benehmt das wohl hinlänglich den Ernst seiner Absicht.

An diesen Ernst glaubte man schließlich auch in England. Denn man hatte alle möglichen Gegenmaßnahmen getroffen. Die ganze Küste wurde mit Alarmtürmen ausgerüstet. Optische Telegraphen dienten dem Nachrichtendienst. 460 Kriegsschiffe und mehr als 700 armierte Boote waren zur Abwehr der französischen Flotte bereit. Außerdem hatte man reguläre Truppen von 180 000 Mann, dazu 410 000 Freiwillige. Man hatte alles vorbereitet, um die königliche Familie und den Staatsschatz nach Worcester zu verbringen; den Schatz in die Kathedrale! Alles Kriegsmaterial sollte auf dem Kanalweg nach Mittelengland geschafft werden. Endlich sollten alle Lebensmittel, Waren, Vieh, Futtervorräte aus den vom Feind bedrohten Gebieten in das Innere des Landes geschafft werden, um die Eindringlinge auszuhungern. Alles Maßnahmen, die zeigen, wie sehr England — trotz dem zur Schau getragenen Hohn — von der Möglichkeit einer Landung überzeugt war!

Männer der Arbeit.

Der Mechaniker eines „Zeppelin“ befam das Eiserne Kreuz I. Klasse dafür, daß er, als ein Propeller des Schiffes während der Fahrt in Unordnung geriet, auf gefährlichstem Wege hinauskletterte und ihn abbaute, ehe das Luftfahrzeug selbst gefährdet werden konnte. Demselben Manne widmet E. von S. in unserm Magdeburger Parkettblatt folgende Schizze:

Lebhaft erinnere ich mich des Eindrucks, den die großartige Landschaft auf mich machte, die ich, allerdings zu ungewöhnlicher Stunde, zum erstenmale sah. Es war eine milde Septembernacht, die Luft wolkenlos und schwer, kein Stern glänzte, aber ein bleicher Schein rann durch die alles verhüllende Dämmerung; vielleicht der Mond, der über den Horizont stieg. Ein Waldweg führte bis an das Ufer der feenartig auslaufenden Sümpfe: Ueber mir, unter mir, vor mir dehnte sich das ganze Nichts. Vergebens suchte das Auge Form und Gestalt zu finden und es zu durchdringen. Ueber der Debe zitterte immer seltsamer jenes fahle Licht, als verlöche die Lebe der Sonnen, als wolle auch die Erde in die uralte Nacht hinaus. Da kam Bewegung in das endlose Nebelmeer: Durch einen geheimen Schöpferwillen gedrängt, wolle die Masse, Säulen stiegen empor und standen flüßig

und frei über der düsteren Fläche, Pfeiler schossen auf, auf denen die Nacht einen geisthaften Tempel erbaute. Erdträfte, bisher gebunden, drängten höflich an die lösende, befreiende Luft. — Das war wie ein Vorwurf der Ereignisse dieses großen Kriegsjahres.

Über der gleichen Landschaft erscheint in einer Septembernacht zwischen drohenden Wolken ein Zeppelein und nimmt den Kurs nach der nahen Stadt, die unter der Nebelbank erschöpfte und schlummerlose Feinde birgt. Aus den Wolken fallen Sterne auf sie herab, aufblühend, tönende, todsprühende Sterne.

Nach erhellten sich die Mauergründe, Strahlen und Lichtbündel schienen auf, wolkentragend, bis in dem Silberlicht der Riesenleib des Luftschiffes sichtbar wird. Da donnern wie ein Schrei die Schiffe empor, die Luft erbebt wie unter empfangenen Wunden. Langsam ändert der Gewaltige die Bahn und verschwindet in den Wolken.

Mit ohrenzerberstender Taucht er in das schmerzende Dunkel. Aber in seinem Leibe, der, ähnlich dem des trojanischen Pferdes, von Helden bewohnt ist, tobt es. Eine Frage des Führers: Inopp hinfallend ein Ja. Unter diesem Ja verbleibern sich falsche Männerbilder. Einer aus der Schar tritt hervor. Einer klettert heraus. Mit Eisen und Feilen ausgerüstet, klettert er am Gestänge empor, von dem die eine der gewaltigen Schrauben herabzufliegen droht und für Inoffen und Motoren die Vernichtung bringen kann. Er sagt, schreit, bohrt, dann klettert er weiter, die Werkzeuge zwischen den Fingern. Die Wellenröhre, von feindlichen Schüssen aufgerissen, müht gekickt werden. Kalblütig, als gälte es einer Arbeit auf fester Erde, arbeitet der Mann während der rasenden, pfiffigen Hochzeit durch die Lüfte; der einzig sichtbare, lebende Punkt in dem Himmelsraum.

Auf einer Wolke, dicht unter ihm, hoch der Höhenwindel. Der heilt die saugenden Polypenarme und bläst dem einsamen Arbeiter giftige Gase ins Gesicht. Aber der Gefährdete wendet die Augen nicht von der Arbeit.

Auf den Flügeln des Herbststurmes segelt die Todesfurcht herbei. Sie ist so schwer, daß keine Wolke sie zu tragen vermag. Deshalb nimmt sie der Nachwind auf die starken Arme. Ihr Schrei gelte, die Mauergründe weichen einander schändernd zu. Der Arbeiter hat keine Zeit, sich umzuschauen; er sagt, schreut, schreit und ist sich nur eines Gefühls bewußt: alles muß so sicher und schnell wie möglich beendet werden.

Schwindel und Todesfurcht sinken a blendet zurück: die Luft füllt sich mit brausenden, surrenden Flügelschlägen; Erzengel Michael enttaucht den ewigen Gründen und hält den Schild über dem einsam Schaffenden.

Der hört nichts, sieht nichts; es sei denn das Dröhnen in seiner Brust, das Anschlag der vertrauten, raslos gedungenen Werkzeuge. Er gleitet hinab, die schützende Gondel nimmt ihn wieder auf.

Wir wissen nicht, was der Führer zu dem schlachten Helden sprach, wir wissen nicht, was dieser antwortete: vielleicht war es nur das kleine Wort, das Millionen heute durczgittert: **Wacht!** Doch wir ahnen: in diesen Weiden, die aus der Tiefe aufsteigen, sich Säulen und Pfeiler gleich aus dem grauen Nebelmeer lösend, wird das Höchste offenbart: der unbegreifliche Wille zum Sieg!

Euch Männern der Arbeit, euch Helden der Gegenwart, die ihr alles hinter euch laßt — mit dem Einfluß des einzigen Befehls: **Kraft und Gesundheit!** — die ihr alles dahinfertigt euch gebüht der erste, nie zu erschöpfende Dank unseres Vaterlandes!

Aus einer Soldatenzeitung.

Die 3. Kompanie eines in Frankreich liegenden sächsischen Landsturmregiments, in dem sich eine Anzahl Buchdrucker befinden, gibt bekanntlich eine regelrechte Soldatenzeitung „Der Landsturm“ heraus. Das wöchentlich einmal erscheinende „eigige deutsche Militärwochenblatt auf Frankreichs Fluren“ wird auf den Pressen eines französischen Zeitungsverlegers in Bouzier gedruckt, der seine Wohnung bei Ankunft der Deutschen im Stich gelassen hat. Das Blatt scheint sich außerordentlich beliebt zu erfreuen und seit seiner vierten Nummer verfügt es bereits über einen Inseratenteil, der ein sehr interessantes Gesicht zeigt und sogar Familienanzeigen enthält. Besonders originell mutet die Geburtsanzeige eines französischen Soldaten an, der in der Nummer vom 1. November folgendes bekannt macht:

Vorstadt Palaise, 26. Okt. 1914.

Dank der Güte des Hrn. Prof. Oberarzt aus Köln a. Rh., der sich seit einiger Zeit hier niedergelassen hat, wurde uns heute ein prächtiges Neupfund-Mädchen — Leone — geboren.

André Didier,

3. Bz. in Verdun beim französischen 166. Inf.-Regt. und Frau.

Als Gegengewicht gegen dieses französische Neupfund-Mädchen zeigt ein deutsches Feldarztgepaar die Geburt eines „kräftigen Vaterlandsverleiders“ an. Weiter findet sich im Angeheile eine „Einladung zur Schnitzeljagd“, die am 8. November, dem Hubertustag, abgehalten wurde, und ein Hinweis auf die sonntäglich von 12—1 Uhr mittags stattfindende „Lachmusik“. Die Batteriekommande erbittet „schon jetzt Vesteilungen auf Weidmännchen“ und die Küchenverwaltung erläßt folgende vielversprechende Anzeige:

Club des Bouziers

Sonntag, den 1. November

Ver spätetes Oktoberfest

verbunden mit

Schlachtfest

bei vollständig besetzter Hauskapelle.

Spez.: Hausmacher-Leberwurst.

Die Küchenverwaltung:

Kuweiler, Sergeant.

Daß auch Kritik und Satire zu ihrem Rechte kommen, zeigt ein Inserat, das, wenn auch nicht sehr liebevoll, so doch ohne Bosheit den mangelhaften Betrieb der Feldpost gliedert:

Um den vielen Klagen über unser Institut abzuhelfen, sind wir bereit, noch einige rüftige Votenfrauen einzustellen. Schriftliche Angaben an

Die Feldpost.

Der redaktionelle Teil des sauber hergestellten Blattes enthält fortlaufend die Neuigkeiten von den Kriegsschauplätzen, Feldpostberichte, Gedichte usw. Auch ein richtiger Leitartikel fehlt nicht.

Aus feldpostbriefen.

Als Gefangener in Sibirien.

Dem Brief eines österreichischen Offiziers vom 22. September aus Sibirien entnehmen wir:

Ihr wißt, daß ich am 26. des vorigen Monats abends gefangen genommen wurde, nachdem ich den ganzen Tag in einem heftigen Infanteriefeuer und Schrapnellregen gewesen war. Es ist mir unangenehm, Euch über die Schlacht, an der ich teilgenommen habe, genauere Angaben zu machen. Ich werde das Wunder, dem ich meine Rettung verdanke, nie bereiten können. Ich

wurde bei Einbruch der Nacht gefangen genommen, als ich, ganz allein auf dem Schlachtfeld, einen armen Teufel von meiner Kompanie verband, nachdem ich drei russischen Soldaten ein gleiches getan hatte. Die russischen Soldaten, die mich gefangen nahmen, waren gute Jungen. Sie boten mir zu trinken an und gaben mir Brot — und ich schenkte ihnen meine letzten Zigaretten. Ihr werdet es nicht glauben können, daß diese Soldaten mich inmitten von Toten und Verwundeten behandelten wie einen der Ihrigen, den sie ganz erschöpft und halb verhungert gefunden hätten. Ich wurde noch in der Nacht einem Divisionschef vorgeführt. Er und seine Offiziere waren von einer vollendeten Höflichkeit. Vom 27. bis zum 29. marschierte ich als Offizier mit einem Gefangenentransport nach Cholm, von wo ich Euch geschrieben habe. Dort erwarteten etwa zwanzig Offiziere den Zeitpunkt ihrer Weiterbeförderung. Ueberall, wo wir auf diesem Marsch russische Truppen trafen, gaben die russischen Soldaten den unseren Zigaretten, Speisein und Getränke. Kein gehässiges Wort, keine unfreundliche Gebärde.

Von Cholm ging es am 1. September weiter. Wir waren etwa zwanzig Offiziere in einem sehr schönen Wagen zweiter Klasse. Die Reise war recht angenehm, denn wir hatten alle die Gelegenheit, uns abends niederzulegen. Am 3. September sah ich das Schlachtfeld von Borodino. Am 4. kam ich in Moskau an. Wir hielten uns einen ganzen Tag in einem Bahnhof auf, der nicht weit von der Stadt entfernt ist. Niemals werde ich den Anblick der glänzenden vergoldeten Kupeln vergessen. Sonntag, den 5., kamen wir in Kamboka an, wo wir eigentlich hätten bleiben sollen. Wir übernachteten in einer Kaserne. Montag, den 6., hielten wir wieder die Eisenbahn, diesmal einen Wagen dritter Klasse, um nach Omsk in Sibirien befördert zu werden. Etwas Bemerkenswertes ereignete sich auf dieser Reise nicht. Am 10. September passierten wir die Wolga und den Ural, der sehr an den Wienerwald erinnert. Der Offizier, der unseren Transport führte, sprach sehr gut französisch und ich leitete ihn oft Gesellschaft. Am 13. September schneite es, aber nicht viel und nicht lang. Am 14. kamen wir in Omsk an. Es wäre uns schon recht gewesen, die Eisenbahn zu verlassen, aber wir mußten noch weiter nach Nikolajewsk. In Verناول verließ uns die Hälfte der Offiziere. Wir fuhren noch weiter bis zum 21., an welchem Tage wir um 10 Uhr abends endlich ankamen. Man befürchtete uns in Pogorin in das Haus, wo wir während unserer Gefangenschaft geblieben waren.

Wir dürfen täglich einmal mit einem Offizier als Gouvernante ausgehen. Bis jetzt ist ein Mittelpunkt des Handels mit Getreide und Vutter. Es scheint, daß es reiche Leute hier gibt. Wir waren in einem großen Magazin Einkäufe machen, wo es alles gibt, was ein zivilisierter Europäer braucht. Die russische Regierung gibt uns fünfzig Rubel monatlich. Wir essen natürlich alle zusammen zum Preise von dreißig Rubel für die ganze Kost. Selbstverständlich müssen wir uns jede Auslastung überlegen. Man hat mir meinen Koffer wegenommen und ich muß mir nach und nach Wäsche kaufen und alle die Kleinigkeiten, die man zum Leben braucht.

Die Tücher schwenkenden Russen.

Aus dem Feldpostbrief eines Offiziers, der in Ostpreußen mitgekämpft hat, entnimmt die „Königliche Volkszeitung“ folgende Schilderung, die auf eine — auch schon von den Dichtern reichlich auf dem galizischen Kriegsschauplatz wiederholt beobachtete — bedenkliche Gepflogenheit der Russen erneut hinweist. Szeltschen bei Rominten, 16. September. Also der Feind ist geschlagen, eine Menge Gefangener, eine Menge Geschütze. Wir haben uns auch von Dienstag bis Sonntag mit ihm herumgeschlagen. Zunächst wurde er bei dem Dorfe Besjefen aus seiner bestmöglichen Feldstellung herausgetrieben. Sechszehn Stunden dauerte der Kampf. Am 8. September — einem Dienstag nachmittags — arbeiteten wir uns bis auf Infanteriehöhe an die Stellung heran und mußten uns dann für die Nacht einrichten. Ich besorgte mir eine Kreuzhülle und half ordentlich mit. Erst gegen 11 Uhr waren wir fertig und hatten einen Schützengraben für stehende Schützen. Das war unser Glück. Denn um 8 Uhr abends ging, obwohl es eben finster war, neben uns eine furchtbare Schießerei los, die ebenso gewaltig wie harmlos war. Uns furchten und pfliffen die Kugeln über die Köpfe, die für das feindlich vor uns liegende zweite Bataillon bestimmt waren. Einer von meinen Leuten wurde dabei verwundet. Außerdem glaube auch die russische Artillerie dabei nicht schweigen zu dürfen und fing an, im Gelände herumzuknallen. Mehrere Schrapnells platzen dabei zufällig dicht vor uns. Schaben richteten sie aber nicht an, denn sobald wir das Herankommen eines so kleinen Zuderhutes merkten — das kann man sehr gut und man hat dann ungefähr eine Sekunde Zeit — verschwand alles im Schützengraben, in den das Schrapnell nicht hineinfallen kann. Ohne Schützengraben wäre es uns sehr schlecht gegangen. In der Nacht haben wir dann auf dem Boden des Grabens geschlafen. Am nächsten Morgen begann die Kanonade auf Vossesern, wo sich die Russen festgesetzt hatten. Die Hauptstellung lag vor dem Dorfe auf einer Anhöhe. Zwischen dieser und dem Dorfe stand in der Mitte die feindliche Artillerie, eine Batterie zu acht Geschützen. Gegen 2 Uhr hatte unsere Artillerie die Stellung sturmreif gemacht, das heißt derartig beschossen, daß die feindliche Artillerie so ziemlich erledigt, die Infanterie auch zum großen Teil erschüttert war. Nun begann unser Infanterieangriff. Mein Zug kam glücklicherweise ohne Verluste vorwärts, ich bekam nur etwas Mantelverletzung. Wie wir auf dreihundert Meter herankommen sind, tönt gellend das Signal: „Seitengewehr pflanzt auf!“ Jeder Infanterist kennt es, jeder weiß, jezt heißt es los! Und es ging wirklich los. Die Russen schwenkten überall weiße Tücher, ein komischer Anblick: die aufgestellten Gewehre mit Tschentüchern, Hemden, ja Westlaken behangen, trotzdem aber schossen die Kerle noch. Inzwischen gingen wir immer im Marsch-Marsch vorwärts. Etwas Wundervolles, Herrliches! Ueberall schlugen die Trommeln zum Sturmangriff, überall tönt das Signal: „Marsch vorwärts!“ Dazu gab es Hurrogelreie unserer braven Grenadiere, die allmählich eine Wardsmut bekommen hatten. Auf fünfzehn Schritt wagten es noch einige Russen, auf uns zu feuern, mir passierte es selbst. Ich gab auf der Chauffee vor, neben mir meine beiden Entfernungsschützer und mein Burfche. Etwas dahinter die übrigen. Mitten über der Straße lag ein Baum, der von unserer Artillerie umgeschossen war. Auf einmal fällt in Schuß aus dem Baum und dahinter stehen drei Russen, Tücher schwenkend. Einer von ihnen wurde sofort heruntergeschossen. Die beiden anderen wurden von meinen Leuten lieblich behandelt; sie kamen mit ein paar kräftigen Ohrfeigen davon. Im lichterloh brennenden Dorfe bekamen wir noch aus verschiedenen Häusern Feuer, doch wurde mit den Leuten bald abgezwirgt. Auch jenseits des Dorfes hatten die Russen eine Stellung besetzt, die jedoch sofort ohne ernstlichen Widerstand genommen wurde. Die Russen hielten nämlich sofort die üblichen weißen Tücher hoch. Als die fünfte Kompanie darauf zukam, erhielt sie aus nächster Nähe, etwa dreißig Schritt, Feuer. Ein Leutnant wird durch einen Schuß durch den Hals verwundet, glücklicherweise nicht lebensgefährlich. Diesmal erhielt keiner der verräterischen Tücherschwenker Pardon.

Kleine Nachrichten.

Eine Trauung am Totenbett. Ein rührender Vorfall ereignete sich Samstag am frühen Morgen im Hotel Kreuzgäßchen an der tschechischen Reduit in Pr ü n n. Ein schwer kranker Soldat aus der Umgebung Wiens vertraute seinem Landmann Korporal Wolkenstein an, daß er seine Braut, mit der er ein Kind habe, gern sehen möchte. Samstag früh erschien im Spital ein Landmädchen und stellte sich als die Schwester des Schwerverwundeten vor. Nach langem Fragen gelang sie verständig dem Korporal, daß sie die telegraphisch berufene Braut sei. Daraufhin verständigte er den Anstaltsgeistlichen Vater Stanislaus Zila und bat ihn, um dem Kinde einen geistlichen Vater zu geben, die Nottrauung vorzunehmen. Der Geistliche wollte nach telephonisch erhaltener höchster Dispens und r. Affirmation des Inspektions- und zweier Unteroffiziere im Zimmer des bedenklichen Verwundeten armen Kriegers, in dessen Gesicht schon der herannahende Tod zu lesen war, die Trauung. Sodann entfernte sich die feistame Sodageistliche Schwester, trat aus dem Krankenzimmer, wo der arme Krieger noch kaum einer Vierteilstunde in den Armen seines soeben angetrauten Weibes verschied.

Ueber die Tragweite von Geschützen sind die abenteuerlichsten Vorstellungen verbreitet, namentlich über die der großen deutschen Mörser. Genaueres ist darüber aber allgemein gar nicht bekannt. Es dürfte daher interessieren, zu erfahren, daß die Schießperiode auf den Schießplätzen des nordamerikanischen Heeres in Camp Hood mit modernen 30,5-Zentimeter-Geschützen bei 350 Kilogramm schweren Geschossen eine Tragweite von 18 Kilometern ergeben haben. Auf diese Entfernung wurden allerdings keine vollwertigen Treffer mehr erzielt. Wenn daher von 40 Kilometer Tragweite bei unsern größten Geschützen geredet wird, so ist das nichts als blutige Phantasie solcher Leute, die mit keinerlei physikalischen Kenntnissen besetzt sind.

Ein neues französisches Riesenkriegsschiff „Blonde“ ist am 10. Oktober vom Stapel gelaufen. Das Schiff ist 176 Meter lang, 27 Meter breit und geht bei 25 200 Tonnen Wasserdrängung 8,8 Meter tief. Es ist bemerkenswert, daß dieses französische Schiff wiederum tiefer geht als ähnliche Schiffe anderer Nationen. Die Hauptbewehrung besteht aus zwölf 34-Zentimeter-Geschützen, die in drei Vierfüßern aufgestellt sind. Die Geschwindigkeit ist mit 21 Knoten betragen. Es ist anzunehmen, daß das Schiff noch während der Dauer des Krieges fertig werden wird.

Die verbaute Kugel. Ueber den merkwürdigen Verlauf einer Verletzung berichtet Prof. Dr. S. Poruttan in einem Aufsatze über den Weg und die Wirkung der Kugel, den er im neuesten Heft der Zeitschrift „Ueber Land und Meer“ veröffentlicht. Er macht darauf aufmerksam, wie durch die verschiedenen Haltungen, die die Soldaten in den heutigen Kämpfen einnehmen, der Kugel häufig auch ihr Weg in der Aufschüttung des Kampfes gewiesen wird. Sie dringt z. B. an der Schulter ein, durchstößt den Brustkorb der Länge nach und bleibt über dem Querfortsatz oder in den Lendenwirbelsäule, durchdringt in manchen Fällen auch noch den Unterleib und richtet hier Verheerungen an. In einem solchen Fall war das Geschöß dem im Schützengraben liegenden Soldaten an der Schulter eingedrungen, hatte die Lunge, das Querfortsatz und die obere Moogenwand durchdrungen und war dann im Magen liegen geblieben. Trotz der angrenzenden Transports, auf dem von dem Verwundeten durchaus nicht das bei der Durchdringung von Teilen des Verdauungskanals notwendige Verbot der Nahrung, und Flüssigkeitsaufnahme befolgt worden war, fordern vielmehr „Ueberraschen“ aller Art genossen wurden, trotz keine ernsthafte Störung im Weichen Weg die Kugel dann weiter genommen hat, konnte durch eine Reihe von aufeinander folgenden Nahrungsaufnahmen „erfolgt werden: es war der „natürliche“, der zum Abgange mit den Speiseresten führte. Der Verwundete, der außer dieser auch noch andere Verletzungen erlitten hatte, ist inzwischen genesen.

Eingegangene Bücher und Zeitschriften.

Alle hier verzeichneten und besprochenen Bücher und Zeitschriften können von der Parteibuchhandlung bezogen werden.

Die Sozialistischen Monatshefte, redigiert von Dr. J. W. Administration Berlin W., Potsdamerstraße 121b, haben jeden das 19. Heft ihres 20. Jahrgangs erscheinen lassen. Aus seinem Inhalt hebt wir hervor: Paul Hirsch, Mitglied des preussischen Landtags: Die Kriegszeitung des preussischen Landtags. — Der Ludwig Kueffel, Mitglied des Reichstags: Der Krieg und das britische Weltreich. — Max Schippel: Englands wirtschaftliche Kriegsführung. — Robert Schmidt, Mitglied des Reichstags: Deutsche Kulturarbeit. — Dr. Adolf Behme: Dürren wir uns noch mit Kunst beschäftigen? — Wally Sepler: Der Krieg und die Frau. — Wirtsdorf von M. Schippel. — Kommunalsozialismus von Dr. H. Lindemann. — Erste Naturwissenschaften von Dr. A. Vorstadt. — Wustl von Dr. E. Hoffmann. — Todmül von Dr. L. H. Luz. — Neuerwerbungen von M. Heine.

Der Preis des Heftes beträgt 50 Pfg., pro Quartal 3 M. Zu beziehen durch jede Buchhandlung, auf jeder Postanstalt, bei allen Sportvereinen, in den Kiosken, sowie direkt vom Verlag der Sozialistischen Monatshefte, Potsdamerstraße 121b, Berlin W. 35. Anwendung unter Kreuzband oder in geschlossener Kuvert. Probehefte stehen auf Verlangen jederzeit kostenfrei zur Verfügung.

Deutsche Industriebeamtenzeitung. Zeitschrift für die sozialen Interessen der techn. Privatangestellten. Organ des Bundes der technisch-industriellen Beamten. Erscheint in der Nr. 8 des 10. Jahrgangs. Aus dem Inhalt: Soziale Wirkungen des Krieges. Von W. Gring. Soziale Rundschau. Aus dem Bunde.

Reliefkarte des Nordwestbalkans. Mit jeder weiteren, von der Französischen Verlagsanstalt in Stuttgart herausgegebenen Reliefkarte vervollständigt sich die Technik des ausführenden Künstlers. Die uns jetzt vorliegende 6. Karte zeigt uns die nordwestlichen Balkanländer, Serbien, Bosnien und Herzegowina, Dalmatien, Montenegro und Nord-Albanien. Der Schauer schwebt gleichsam in einem Flugzeug über dem Gelände, das in wunderbarer Plastik vor ihm liegt. Auch diese Karte kostet nur 25 Pfg. und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Praktische Kriegsbereitschaft der deutschen Hausfrau ist die wichtigste Forderung dieser Tage, wenn nicht vorher Befehl unter Familienleben, Schaden erwidern soll. Die Mutter trägt ihr unvergessliches Teil zum Wohle des Vaterlandes dadurch bei, daß sie unsere Kinder in Körper und Kleidung kräftig und tüchtig erhält. Für alle ihre hohen Aufgaben findet sie eine nützige, verlogende Unterfertigung durch die seit Jahrzehnten herumbereitete Zeitschrift „Kinderparade“ des Verlags Robt. Demuth Scherwin, G. m. b. H., Berlin W. 57. Das neueste Heft bringt außer dem multimedialen geschmackvollen und doch schlichten Modellet eine besondere Kriegsbeilage mit nützlichen und notwendigen Vorlagen für die Kriegszeit, einen zeitgemäßen „Kinderarzt“, Vorkriegsbeilage „Witze für Mütter“ und eine umfangreiche illustrierte Vaterländische Unterrichtsbeilage für unsere Kleinen. Abonnements auf „Kinderparade“ zu 25 Pfg. pro Heft bei allen Buchhandlungen und Postämtern. Probehefte werden durch Anfrage und den Verlag Robt. Demuth Scherwin, G. m. b. H., Berlin W. 57.